

- I. Von der Häschenschule in die Judenschule***
- II. Matthäus 23, 2-3: „Auf den Stuhl des Mose haben sich die Schriftgelehrten und Pharisäer gesetzt. Was immer sie euch sagen, das tut und haltet!“***
- III. „Das muss man klären“***
- IV. Die 77 richtigen Auslegungen der Tora***
- V. Ex 24, 7 – Erst tun, dann hören***
- VI. Partnerschaft zwischen Gott und Mensch:
Eine Partnerschaft in allergrößter Freiheit
und eine Partnerschaft in unauflöslicher
Verbundenheit***

Das habe ich *Gott sei Dank* in der ‚Judenschule‘ gelernt

Ein Blick auf 50 Jahre theologischer Nachhilfeunterricht bei jüdischen Lehrerinnen und Lehrern¹

I. Von der Häschenschule in die Judenschule

Zu meiner Kindheit gehört das Bilderbuch „Die Häschenschule“ aus dem Jahr 1924:

„Kinder“ spricht die Mutter Hase,
„putzt euch noch einmal die Nase ...
Tunkt auch eure Schwämmchen ein!
Sind denn eure Pfötchen rein?“
„Ja“ – „Nun marsch zur Schule gehen!“
„Mütterchen, auf Wiedersehn!“

Die Häschenschule ist der Ort bürgerlicher Ordnung („sind auch eure Pfötchen rein?“), ungetrübter Familienharmonie („Mütterchen, auf Wiedersehn!“), religiöser Ruhe und Konzentration („artig faltet man die Hände, bis das Frühgebet zu Ende“), schulischer Disziplin („Eh’ sie eine Antwort geben, müssen sie die Pfötchen heben“), und eindeutiger Geschlechterrollen („Lustig sind die Hasenjungen, toll wird da herumgesprungen. Doch die Mädchen knabbern stumm an dem Frühstückskraut herum, und sie wandern tipp-tipp-tapp, mit der Freundin auf und ab“).

So, oder so ähnlich sind wohl die meisten in meiner Generation noch groß geworden. So, oder so ähnlich haben die meisten von uns wohl auch den kirchlichen Unterricht – Konfirmationsunterricht in der ev. Kirche, Kommuniionsunterricht in der kath. Kirche – kennen gelernt und verinnerlicht: eine Schule der Ordnung, der bürgerlichen Moral und konventioneller Religiosität. Und diese Häschenschule ist noch heute in vielen Buchhandlungen in der Abteilung Kinderbuch zu finden. Es ist ein weit verbreitetes Kinderbuch.

Im Gegensatz dazu habe ich schon sehr früh gelernt, dass Unordnung, Chaos und Lärm ein Merkmal der „Judenschule“ sei. „*Hier geht’s ja zu wie in einer Judenschule*“, das war eine durchaus gängige Formulierung, mit der man missbilligend oder gar verächtlich zum Ausdruck bringen konnte, was einem hier gar nicht gefiel. Die „Judenschule“ war bei uns seit Jahrhunderten

¹ Hörend und lesend habe ich u.a. bei folgenden Jüdischen Lehrerinnen und Lehrern gelernt: Channa Safrai, Edna Brocke, Susannah-Heschel, Abraham Joshua Heschel, Leo Baeck, Schalom Ben Chorin, Martin Buber, Emil Fackenheim, David Flusser, Albert Friedlander, Raul Hilberg, Michael Hilton, Samson Raphael Hirsch, Joseph Klausner, Nathan Peter Levinson, Jonathan Magonet, Richard Rubenstein

ein Ausdruck für schlechte Verhältnisse, die von Lärm, Durcheinander und Zügellosigkeit geprägt waren.

Und nun mute ich Ihnen mit der Überschrift meines Vortrags schon zu, diese alten Schulweisheiten gründlich in Frage zu stellen. Ich sage „um Himmels willen“ und „Nein!“ zur „Häschenschule“, und ich sage: „Gott sei Dank!“ und „Ja!“ zur „Judenschule“. Und diese Umkehrung bisheriger Einschätzungen begründe ich nicht nur mit pädagogischen und soziologischen Argumenten, sondern mit theologischer Notwendigkeit. Wir Christinnen und Christen haben es bitter nötig, nun endlich auch „in die Judenschule“ zu gehen, nicht um dort zu stören oder gar zu zerstören, sondern um dort endlich zu lernen, was uns zweitausend Jahre in unseren Kirchen sehr gefehlt hat und was uns Jesus vor zweitausend Jahren nicht nur **empfohlen**, sondern sogar **befohlen** hat. – Dabei wird es zwar zuweilen etwas ungemütlicher für uns und es wird hier und da auch Unruhe und Verunsicherungen bei uns geben. Aber dieses Rumoren wird für uns alle heilsam sein. Davon bin ich nach 50 Jahren Zuschauen, Zuhören und Mitlernen in der „Judenschule“ fest überzeugt.

II. Matthäus 23, 2-3: „Auf den Stuhl des Mose haben sich die Schriftgelehrten und Pharisäer gesetzt. Was immer sie euch sagen, das tut und haltet!“

Pharisäer sind ja in unserer falschen Wahrnehmung immer Heuchler, Scheinheilige, unseriöse Besserwisser. Aber Jesus sah sich selbst in der Nähe der Pharisäer und legt allen Menschen nahe, sie sollten sich in ihrem Leben ganz und gar an die Lehre der Pharisäer halten. Das befiehlt Jesus seinen Jüngerinnen und Jüngern sogar. – Jesus war ein Jude. Er trug den jüdischen Gebetsschal (Talit) beim Beten und den „Talit katan“ mit der Alltagskleidung. Der Talit, dessen sichtbarer „Saum“ – hebräisch: Zizit/Zizijot (griechisch: κροσπεδον) –, dessen Schaufäden (Mt 9, 20/Mk 5, 27 /Lk 8, 44) den frommen Juden ständig daran erinnern, dass ihm durch Mose die Gebote (die Tora) gegeben sind, damit er sie, wo immer möglich, einhält und praktiziert. – Der Talit ist sozusagen der sichtbare Beweis für Jesu Orientierung an Mose.

Jesus versteht sich selbst auf dem Boden der Mose-Überlieferung. Wie Mose beginnt er seine Predigtstätigkeit auf „**dem**“ Berg: Matthäus 5, 1 (Luther und die Einheitsübersetzung übersehen hier geflissentlich, dass im griechischen Originaltext des NT nicht von *einem* - ganz beliebigen -, sondern ganz spezifisch von *dem* - ganz bestimmten - Berg die Rede ist); damit wird selbstverständlich auf **den** Berg Sinai, **den** Berg des Mose, **den** Berg der Gebote hingewiesen.

Und so wie Jesus sich selbst auf diesem mosaischen Boden sieht, so erwartet er auch von allen seinen Jüngerinnen und Jüngern, dass sie bei den Lehrern der Mose-Tradition aufmerksam lernen, dass sie auch "in die Judenschule" gehen, und zwar sowohl zum theoretischen Unterricht wie zur alltäglichen Praxis: „das tut **und** haltet“.

Zwar folgt dann im Matthäusevangelium eine Einschränkung: „*Was immer sie euch sagen* (und lehren – auf dem Stuhl des Mose ist ja jedes Sagen ein Lehren), *das tut und haltet! Nach dem, was sie tun, aber richtet euch nicht...!*“ Denn Jesus kennt auch solche religiösen Lehrer, die „Wasser predigen, aber Wein trinken“, deren eigenes Leben nicht mit ihrem Predigen und Lehren übereinstimmt: ein nur allzu schmerzlich bekanntes Phänomen auch aus unseren Kirchen in unseren Tagen. – Aber gerade angesichts dieser Einschränkung wird es ja umso bedeutender, dass Jesus uns allen befiehlt, auf ihre Lehren wirklich zu hören, also „in die Judenschule“ zu gehen.

In der Tradition der (ost-) europäischen Juden heißt die Synagoge, bzw. der Lehrraum in der Synagoge, „die schul“, also ein Lernort, an dem man auch beten kann, der aber vor allem ein Ort zum Lernen ist.

Was lernt man in der „schul“? – Tora! Die Tora, das sind im Kern die 5 Bücher des Mose und im weiteren Sinne als Auslegung der Tora, der Talmud. Die „schul“ ist die „Judenschule“, in der man vor allem Tora (und später auch Talmud) lernt, so wie Jesus das (der Sache nach, wenn es auch den Talmud als solchen zu Jesu Zeit noch nicht gab) schon als Zwölfjähriger im Tempel tat : Lukas 12, 41 ff.

Wie lernt man in der „schul“ Talmud und Tora? – Man lernt zunächst und vor allem so, dass man die Texte in **einem** Raum (in der schul) mit und neben vielen anderen laut liest und immer wieder laut liest, bis man möglichst viele Texte der Bibel und des Talmud auswendig kann. Wir finden die Anweisung zum laut Lesen schon im Psalm 1 : „*Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen, noch tritt auf dem Weg der Sünder, noch sitzt wo die Spötter sitzen, sondern hat Lust an der Tora des Herrn und **murmelt** über seiner Tora Tag und Nacht*“. – Und wenn viele neben einander „murmeln“, dann wird es laut. Und vermutlich aus Furcht vor solch einem chaotischen Stimmengewirr haben sowohl Luther als auch die Einheitsübersetzung das lautmalerische Wort „murmeln“² mit dem stillen, nur innerlichen „sinnen“ bzw. „besinnen“ wiedergegeben.

² מְדַבֵּר = knurren (Löwen), girren (Tauben); (und dann auch) sinnen, nachdenken. Buber übersetzt hier „murmeln“

Auswendig lernen heißt auf Englisch : *to learn by heart*, mit dem Herzen lernen. Das drückt sehr gut aus, was in der Judenschule passiert: lautes Lesen, durch Wiederholung lernen und sich das Gelernte zu Herzen nehmen (learn by heart).

Und da man immer mit Leib und Seele Tora lernen soll, soll sich auch der ganze Körper mit bewegen, wenn ich laut lese. Der Oberkörper soll mit schaukeln, wenn ich Tora lese.³ Die Juden nennen das Schockeln. – Wer ganz still steht, wer nur die Lippen bewegt oder gar nichts bewegt, der lernt vielleicht nicht „mit Leib und Seele“, der lässt sich von Gottes Wort nicht bewegen. Das bewegte Lernen, das Schockeln, ist in der Judenschule das Zeichen dafür, dass einer ganz bei der Sache ist.

Und wenn da viele neben mir in der Judenschule gleichzeitig schockeln, dann gibt es natürlich auch Diskussionen: Was murmelst du da? Was lernst du da? Verstehst du, was du eben gelesen hast? Wie verstehst du das? Ich verstehe es ganz anders! – Und schon ist eine lebhaftige Diskussion im Gange. Gespräche, Diskussionen, Widersprüche und lebendige Auseinandersetzung sind die Tonlage in der Judenschule. Darum kann es in der Judenschule ziemlich bewegt zugehen und sehr laut sein und es kann dabei sehr hoch her gehen. Das ist der lebendige Lern-Lärm. Und das haben die Christen, die außen an einer Judenschule vorbeigingen, überhaupt nicht verstanden. Sie hörten den Lern-Lärm durch Fenster und Türen, sie verstanden kein Wort davon, und sie sagten dann oft nur verächtlich: Hier geht es ja zu wie in einer Judenschule, denn sie verstanden nicht, dass hier mit Leib und Seele gelernt wurde.

III. „Das muss man klären“

Nichts muss man einfach glauben in der Judenschule! Alles muss man zu klären versuchen und sei es in lebenslangen Lernprozessen. Es ist undenkbar, dass in der Judenschule die Antwort auf religiöse Fragen und Probleme einfach lauten könnte : *Das kann man nicht (er-)klären, das muss man eben einfach glauben!* Die rabbinische Antwort wäre jedenfalls immer zuerst: Das muss man klären. D. h. darüber müssen wir diskutieren, dazu müssen wir weitere Erkundigungen einholen bei unseren „Alten“, da müssen wir nachbohren, damit müssen wir uns weiter beschäftigen. Dieses Nachbohren, dieser Klärungsprozess umfasst immer auch ein Nachfragen nach früheren Erklärungen, nach anderen Meinungen.

³ „Warum bewegen die Tora-Schüler ihren Körper während sie Tora lernen? – Weil die Tora einer Flamme gleicht, die immer flackert und niemals ruht.“ (Zohar IV, 218b = The Talmudic Anthology, p. 506). Vgl auch Ps 35, 10: „Sprechen werden **alle meine Gebeine**: O DU, wer ist Dir gleich?“ (Buber)

Die Bergpredigt Jesu z. B. versteht sich leicht als ein solcher Klärungsprozess. Jesus ist im Gespräch mit seinen Jüngerinnen und Jüngern und versucht die Bedeutung der Gebote vom Sinai für seine um 1000 Jahre jüngere Welt zu klären.

Er beginnt ganz und gar auf der Mose-David-Linie,

- wie Mose aufgehört hatte (Dt 33, 29: אשריך ישראל) und
- wie König David sich angeschlossen hatte (Ps 1,1: אשרי האיש),
- mit einer Seligpreisung, (hebräisch: אשרי עניי הרוח, griechisch: μακαριοι οι πτωχοι το πνευματι, deutsch: selig sind / gesegnet sind, die da geistlich arm sind).

Dann bestätigt er ausdrücklich, dass er ganz und gar mit Mose und David übereinstimmt: *„Meint nicht, ich sei gekommen, das Gesetz (die Tora des Mose) oder die Propheten aufzulösen. Nicht um aufzulösen, bin ich gekommen, sondern um zu erfüllen“* (Mt 5, 17). Und nun beginnt der Klärungsprozess zu der Frage, wie man denn die Tora heute erfüllen kann, mit einem Rückblick auf die früheren Antworten: *„Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt wurde...“*. Und dann heißt es zum Abschluss immer: *„Ich aber sage euch“*. – Aber wenn man den rabbinischen Klärungsprozess kennt, dann kann man Jesu *„Ich aber sage euch...“* auf keinen Fall auf der Linie des römischen *„Roma locuta, causa finita“*⁴ verstehen. Jesus schließt die Diskussion damit nicht ab, sondern er schließt sie erst recht auf: Nun seid ihr dran, weiter zu klären.

In der Judenschule lernt man das Klären aller Fragen wie einen Staffellauf: die Stafette wird immer wieder nach vorne gereicht. Und die Vorderen müssen sie nun in eigener Regie und Verantwortung weiter tragen, die Antworten der Alten hören und eigene Antworten finden und neue, eigene Fragen stellen.

IV. Die 77 richtigen Auslegungen der Tora

Im schulischen Klärungsprozess werden die Antworten der Alten gehört. Und dann fällt sofort auf, dass schon die biblischen Zeugen so wie die späteren Ausleger nicht immer übereinstimmen. Für das NT gilt hier klassisch der Widerspruch zwischen Jakobus und Paulus: Jakobus 2, 14-17 (*„Was hilft's, liebe Brüder, so jemand sagt, er habe Glauben, und hat doch keine Werke? ... Der Glaube ... für sich allein ist er tot“*) und der Römerbrief des Paulus (Röm. 3, 28. *„dass der Mensch gerecht werde allein durch den Glauben*

⁴ Rom hat gesprochen, die Diskussion ist beendet

ohne ... Werke“) widersprechen einander grundsätzlich. Luther hat dieser Widerspruch derart genervt, dass er schließlich ausrief: „Mit dem Jäckel will ich schier den Ofen heizen.“ Aber solche Widersprüche muss man „in der Judenschule“ 1. aushalten, ohne gewalttätig zu werden und 2. mit nie endender Geduld im Gespräch mit Anderen zu klären versuchen.

Wenn es also in der Judenschule prinzipiell ums Lernen geht, und wenn Lernen in der Judenschule heißt, gemeinsam und laut in der Tora und im Talmud zu lesen und zu klären, also zu diskutieren, dann ist ja von vorne herein klar: es gibt beim Lernen der Tora und des Talmud keine abschließende, im besten Fall immer nur eine aufschließende Wahrheit. Und es gibt keine Autorität, die für alle Menschen und alle Zeiten verbindliche Sätze formulieren könnte. In der Judenschule kann es keine Dogmen geben. Im Klärungsprozess der Judenschule sind alle prinzipiell gleichrangig. Auch der größte und der berühmteste Rabbiner hat im Prinzip nicht mehr Recht als der zwölfjährige Schüler (Lukas 2, 41ff). – Ja selbst Gott im Himmel hört interessiert zu, wie man sich in der Judenschule um die Wahrheit bemüht. Eine klassische Geschichte aus der Judenschule findet sich im BT (Bava Metzia 59b):

„Es wird gelehrt: An jenem Tage brachte Rabbi Elieser alle Einwendungen der Welt vor: Aber sie nahmen diese nicht an von ihm. Er sagte zu ihnen: Wenn die Halakha⁵ meiner Meinung entspricht, so wird es dieser Johannisbrotbaum beweisen. Da rückte der Johannisbrotbaum hundert Ellen weit weg von seinem Ort, andere sagen: Vierhundert Ellen. Sie sagten zu ihm: Von dem Johannisbrotbaum, bringt man keinen Beweis. Wiederum sagte er zu ihnen: Wenn die Halakha meiner Meinung entspricht, so wird es dieser Wasserlauf beweisen. Da zog sich der Wasserlauf zurück. Sie sagten zu ihm: Von dem Wasserlauf bringt man keinen Beweis. Wiederum sagte er zu ihnen: Wenn die Halakha meiner Meinung entspricht, so werden es die Wände des Lehrhauses beweisen. Da neigten sich die Wände des Lehrhauses und drohten einzustürzen. Da schrie sie Rabbi Jehoschuah an und sagte zu ihnen: Wenn die Gelehrten einander in der Halakha bekämpfen, was geht das euch an? Sie stürzten hierauf nicht ein wegen der Ehre Rabbi Jehoschuahs, und sie richteten sich auch nicht wieder gerade auf wegen der Ehre Rabbi Eliesers; sie stehen noch geneigt. Darauf sprach er ferner: Wenn die Halakha so ist, wie ich lehre, so mag man dies aus dem Himmel beweisen! Da erscholl

⁵ Rechtsverbindliche Überlieferung

ein himmlischer Widerhall und sprach: Was habt ihr gegen Rabbi Elieser? Die Halakha ist stets nach ihm zu entscheiden. Da stand Rabbi Jehoschuah auf seine Füße auf und sprach: *Sie ist nicht im Himmel*. Rabbi Jirmeja erwiderte: Die Gesetzlehre ist bereits am Berg Sinai verliehen worden; wir beachten diesen Widerhall nicht, da bereits in der Gesetzlehre geschrieben steht (Ex 23,2⁶): *Nach der Mehrheit ist zu entscheiden*. R. Nathan traf Elijahu und fragte ihn, was der Heilige, gebenedeit sei ER, in dieser Stunde tat. Dieser erwiderte: Er freute sich und sprach: meine Kinder haben mich besiegt, meine Kinder haben mich besiegt“.

Also: Gott freut sich über den lebhaften Streit in der Judenschule und ER beansprucht noch nicht einmal für sich die abschließende Wahrheit. Gott sieht sich hier selber „auf Augenhöhe“ mit den Disputanten in der Judenschule. (Vgl 2. Mose 33, 11a: „*Der Ewige unterredete sich mit Mosche von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mensch sich mit seinem Freunde unterredet*“ – Moses Mendelssohn). – Und nach rabbinischer Lehre wird es bis zum jüngsten Tag kein Ende des Fragens und Klärens und Widersprechens geben, denn – so sagen die Rabbinen – „*jeder Buchstabe der Tora hat siebenund-siebzig richtige Auslegungen*“; d. h. diesen Streit werden wir zu unseren Lebzeiten nicht beenden können, und darum sollten wir ihn immer fortführen, ohne eine abschließende Erklärung von uns aus erzwingen zu wollen.

V. Ex 24, 7 – Erst tun, dann hören

Die rabbinischen Ausleger der Bibel hören sehr genau hin, oft viel genauer als wir. In 2. Mose 24 wird erzählt, wie Mose vom Berg Sinai zurückkehrt zum Volk Israel und wie er ihnen das „Bundesbuch“ vorliest und ihnen alles ausrichtet, was er von Gott auf dem Berg erfahren hat. Und dann heißt es, das ganze Volk Israel habe geantwortet: „*Alles, was der HERR geredet hat, wollen wir tun und darauf hören.*“ –

Rabbinische Ausleger fragen nach: Wieso heißt es zuerst „tun“ und erst in zweiter Linie „und darauf hören“? Muss man nicht zuerst hören und verstehen und dann tun, was einem gesagt ist? – Nein, heißt eine rabbinische Antwort: Erst wenn du selber etwas tust, wirst du es wirklich verstehen. Den Sinn der Worte Gottes verstehen wir nicht immer zuerst durch theore-

⁶ „Sei nicht im Gefolg einer Mehrheit zum Bösen“ (Buber). Raschi z. St.: „For what is implied in *,thou shalt not follow a bare majority for evil, I may infer: but thou shalt follow it for good*“ (Was nämlich mit dem Ausdruck *,du sollst nicht einer einfachen Mehrheit zum Bösen folgen* gesagt wird, ist meiner Meinung nach auch das andere: Zum Guten sollst du einer Mehrheit immer folgen)

tisches Hören und Nachdenken, sondern sehr oft zuerst durch eigenes Sich-Einlassen und eigenes Handeln.

„Unser Verstehen kommt durch die Mizwa (das fromme Tun) zustande. Indem wir als Juden leben, erlangen wir unseren Glauben als Juden. Wir glauben nicht an Taten, wir glauben durch Taten.

Als Mose dem Volk die Gesetze des Bundes vortrug, antwortete das Volk: ‚Wir wollen tun und wir wollen hören‘ (Ex 24,7). Dieser Satz wurde so erklärt: Durch Tun begreifen wir.

Ein Jude wird zu einem Sprung ins Tun gerufen, nicht zu einem Gedankensprung ...

Judentum steht und fällt mit dem Gedanken der absoluten Bedeutung menschlicher Taten“⁷.

Diese Reihenfolge „Tun und Hören“ müssen vor allem wir Protestanten besonders wieder lernen, nachdem Luther uns mit damals guten Gründen so sehr auf den Glauben hingewiesen hat. Luther konnte nicht sehr gut Hebräisch. Er hat die zentralen Texte des Paulus nur in griechischer und lateinischer Sprache gelesen und er hat die hebräische, aramäische Sprache, die bei Paulus immer im Hintergrund mitklingt, nicht mitklingen gehört. Das griechische Wort „**Pistis**“ (Glaube) hat einen Unterton von „Überzeugung“; so kann man „ich glaube“ auch als eine theoretische Feststellung verstehen, etwa im Sinne von „ich bin überzeugt von etwas“. „Ich glaube an Gott“, das kann dann auch so verstanden werden: „Ich glaube, ich bin überzeugt davon, dass es einen Gott gibt“.

Wenn ich aber wie Paulus „in die Judenschule“ gegangen bin und vom Glauben mit hebräischem Unterton spreche, dann kann ich so theoretisch gar nicht über den Glauben sprechen. Das hebräische Wort „**Emuna**“ hat nichts mit Überzeugung zu tun, aber alles mit „Beziehung“; man kann es eigentlich angemessen nur mit dem deutschen Wort „Treue“ übersetzen. Glauben im hebräischen Text hat von vorne herein etwas sehr Praktisches: Glauben heißt hier sofort, ein Verhältnis haben, sich einlassen auf eine Beziehung, verlässlich für eine Beziehung eintreten, treu sein. Ich glaube an Gott, heißt dann zuerst: Ich lasse mich auf „Gott“ ein, ich versuche es mit Gott, auch wenn ich (noch) nicht überzeugt bin, „dass es Gott gibt“. Ich verlasse mich auf den, ich versuche, IHM treu zu sein. Mit allen Zweifeln, Fragen und Widersprüchen will ich auf Gott und auf meinen Nächsten hin leben; ich lasse mich einfach ein auf IHN und warte nicht zuerst auf Beweise oder Überzeugungen. Erst leben, dann von daher verstehen! - Und meine jüdische Erfahrung sagt mir, dass Gott es umgekehrt genauso mit uns macht. Gott glaubt

⁷ Abraham Joshua Heschel, Der Mensch fragt nach Gott, Berlin 2002, S. 75 u. 78

auch an dich und mich, das heißt Gott ist dir und mir treu, und wenn ich noch so treulos bin. Und umgekehrt: Ich gebe meine Beziehung zu Gott nicht auf, und wenn ER mir noch so treulos erscheint.

Erschütternd nachhaltig hat der jüdische Dichter **Zwi Kolitz** dieses existenzielle Glaubensverständnis in seinem Büchlein *„Jossel Rakowers Wendung zu Gott“* dargestellt. Jossel Rakower ist einer der letzten Überlebenden im Warschauer Ghetto; er weiß, er wird in den nächsten Stunden in den Ruinen sterben wie die meisten seiner Freunde schon vor ihm. Da schreibt er in den rauchenden Ruinen einen Brief an Gott. Darin beklagt er all das, was ihm und seinem Volk bisher widerfahren ist. Und er wirft Gott das ganze Unrecht vor. Und er sagt am Ende seines langen Brieftestaments:

„Gott Israels... Du tust alles, dass ich an Dich nicht glauben soll. Wenn Du aber meinen solltest, dass es Dir gelingen wird, mich mit diesen Versuchungen vom richtigen Weg abzubringen, ruf' ich Dir zu, mein Gott und Gott meiner Eltern, dass es Dir alles nichts helfen wird. Magst Du mich auch beleidigen, magst Du mich auch züchtigen, magst Du mir auch wegnehmen das Teuerste und Beste, das ich habe auf der Welt, um mich zu Tode zu peinigen – ich werde immer an Dich glauben. Ich werde Dich immer lieben, immer – Dir selbst zum Trotz! Und das sind auch meine letzten Worte an Dich, mein zorniger Gott: Es wird Dir gar nichts nützen! Du hast alles getan, dass ich an Dir irre werde, dass ich nicht an Dich glaube. Ich sterbe aber gerade so, wie ich gelebt habe, als unbeirrbar an Dich Glaubender....“

Dieser Glaube ist kein Für-wahr-Halten, sondern ein Festhalten, kein Überzeugt-Sein, sondern ein Gebunden-Sein, keine theoretische Disziplin, sondern eine sehr praktische Disziplin. Hier folgt das Hören und Verstehen auf das Tun und Ergehen.

VI. Partnerschaft zwischen Gott und Mensch in allergrößter Freiheit und unauflöslicher Verbundenheit

Das Verhältnis Gottes zum Volk Israel wird immer als ein Bundesverhältnis begriffen. Gott hat sich das jüdische Volk zum Partner erwählt und damit hat ER sich selbst auch zum Partner Israels erklärt. Partnerschaft ist ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Partnerschaft ist auch eine gegenseitige Verpflichtung. Die Bundespartnerschaft zwischen Gott und seinem Volk Israel wird so zum analogen Modell für die Partnerschaft, die Gott in Christus auch allen anderen Menschen der Erde angeboten hat. Auch darum sollten wir „in die Judenschule“ gehen, um die Freiheit und die Verbindlichkeit zu lernen, die in diesem Bund gilt.

Wir alle kennen ein zentrales Dokument dieses verbindlichen Freiheitsbundes. Wir nennen es „Die Zehn Gebote“. Und bei den meisten von uns sind die „Zehn Gebote“ ins Unterbewusste abgesunken und werden nur noch als „Zehn Verbote“ gespeichert: Zehn mal „Du sollst!“ und davon heißt es acht mal „Du sollst nicht!“ Wo bei uns von den „Zehn Geboten“ die Rede ist, da blinken in unserem Gewissen sofort rote Warnleuchten auf, weil wir sie gar nicht alle immer halten (können). Wir haben die „Zehn Gebote“ in unserer Tradition oft aus der pädagogischen Werkzeugkiste des Volkserziehers genommen: mit ihnen soll ein guter Mensch geformt werden: „Häschenschule!“

„In der Judenschule“ habe ich dieses Bundesdokument ganz anders gelernt. Das beginnt schon damit, dass es im Hebräischen nicht heißt „Die Zehn Gebote“, sondern es heißt dort „asseret ha-dibrot“, „die Zehn Worte“. Und „in der Judenschule“ zählt man wie im hebräischen Bibeltext den ersten Satz als das erste der Zehn Worte: *„Ich bin der Herr, dein Gott, der dich herausgeführt hat aus dem Land Ägypten, aus einem Sklavenhaus.“* (Ex 20, 2). Und da ist nun das erste Wort tatsächlich gar kein Gebot, kein Auftrag, keine Verhaltensregel, sondern eine Selbstvorstellung Gottes und eine Proklamation der Freiheit für Israel: Ich bin dein Befreier! Damit beginnt die Bundesgeschichte zwischen Gott und seinem Volk Israel, dass Gott die Sklaven herausholt, befreit und in ein neues, besseres Leben führt. Das erste Wort ist wie eine Freiheitsfanfare für die Versklavten: die Tore öffnen sich zu einem ganz neuen, endlich freien Leben in eigener Verantwortung. Das erste der Zehn Worte ist die Proklamation der Menschenwürde für alle, die bisher nur die Sklaverei kannten.

Dieses erste Zehnwort ist zu lesen wie ein Grundartikel, in dessen Licht alle folgenden Artikel zu verstehen und zu interpretieren sind. Damit werden die bei uns Zehn Gebote genannten Worte zu Zehn Angeboten für ein Leben in der Freiheit. – Und dieses Verständnis wird im hebräischen Text dadurch unterstützt, dass man den Imperativ „du sollst“, bzw. „du sollst nicht“ genauso gut als Zukunftsaussage übersetzen kann: „du wirst“, bzw. „du wirst nicht“. Im Bund mit dem befreienden Gott wird Israel wie selbstverständlich einen anderen Lebensstil pflegen, indem es weder andere Götter noch Götterbilder haben, den Namen Gottes in keiner Weise missbrauchen, den Sabbattag heiligen, die Eltern ehren will, nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, vor allem keine Sklaverei zulassen und keine Habgier-Gesellschaft entwickeln und keine auf Lügen aufbauende Justiz und Politik zulassen wird. Also ein Lebensmodell der Freien in einer freien Gesellschaft wird da entworfen. Und Israels Antwort auf dieses Zehn-Wort ist Dankbarkeit und Jubel.

Eins der schönsten Feste in Israel heißt „Simchat Tora“, Freude an und mit der Tora und Freude über die Tora. Darum tanzt zu Simchat Tora die jüdische Gemeinde mit der sog. Gesetzesrolle im Arm durch die Synagoge. Die ganze Tora mit dem Zehnwort ist das bewegende Zentrum jüdischen Lebens. Von einem Zwang der Gebote, von gesetzlichem Druck und bedrückendem Gewissen ist da zunächst gar keine Rede.

In welche für uns Christen kaum geahnte Freiheit das führen kann, zeigt die Antwort eines Rabbiners, der von einem Christen gefragt wurde, wie er es denn mit den auf 613 Pflichten ausgedehnten Geboten des Judentums halte, ob er die denn tatsächlich alle erfüllen könne. Der Rabbiner erklärte: Ich probiere sie alle aus und halte die, die zu mir passen.

Ein Nachdenken über diese rabbinische Antwort deckt das ganze Geheimnis der jüdischen Freiheit im Bundesverhältnis mit dem Gott Israels auf:

1. Der Rabbiner klagt nicht über sein Unvermögen, alle Gebote Gottes zu halten.
2. Der Rabbiner reagiert nicht wie ein ertappter Sklave mit schlechtem Gewissen.
3. Der Rabbiner resigniert nicht vor dem Umfang der Gebote, die Gott gegeben hat, indem er dann einfach die ganze Tora abtut.
4. Der Rabbiner nimmt die Gebote ernst und tut praktisch, was er kann.
5. Der Rabbiner verurteilt sich nicht selbst, sondern überlässt Gott das Urteilen.
6. Der Rabbiner handelt als freier, Gott zu praktischer Treue verpflichteter Partner und nimmt so auch die Gebote sehr ernst.

Diese Freiheit und diese Bindung hat Jossel Rakover in seinem Brief so formuliert:

„Ich glaube an den Gott Israels, auch wenn ER alles getan hat, dass ich nicht an IHN glauben soll. Ich glaube an Seine Gesetze, auch wenn ich Seine Taten nicht rechtfertigen kann. Jetzt ist meine Beziehung zu IHM nicht mehr die eines Knechts zu seinem Herrn, sondern die eines Schülers zu seinem Lehrer. Ich beuge mein Haupt vor Seine Größe, aber werde die Rute nicht küssen, mit der ER mich schlägt. Ich habe IHN lieb. Doch Seine Tora habe ich lieber. Selbst wenn ich mich in IHM getäuscht hätte, Seine Tora würde ich weiter hüten. Gott heißt Religion. Seine Tora aber bedeutet eine Lebensweise! Und je mehr wir sterben für diese Lebensweisung, so unsterblicher wird sie werden.“⁸

⁸ aaO, S. 39

Dass der Glaube an Jesus Christus nicht theoretisch gelernt, sondern immer praktisch an der Seite Israels gelebt werden will, das habe ich – Gott sei Dank – in der Judenschule gelernt.